

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 19 (1929)  
**Heft:** 10

**Artikel:** König Winter  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636357>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Ja, wenn der alte Minx erst eine Künstlerin schätzt, so ist er ein treuer Freund, wissen Sie! Und von der Administration führen die Wege in die Schulklassen. Braucht niemand nichts zu wissen. Der Neider und Neiderinnen sind viele, verstehen Sie! So nach und nach, wenn Sie wollen, werden wir zu ganz hübschen, runden Zahlen kommen pro Quartal.“

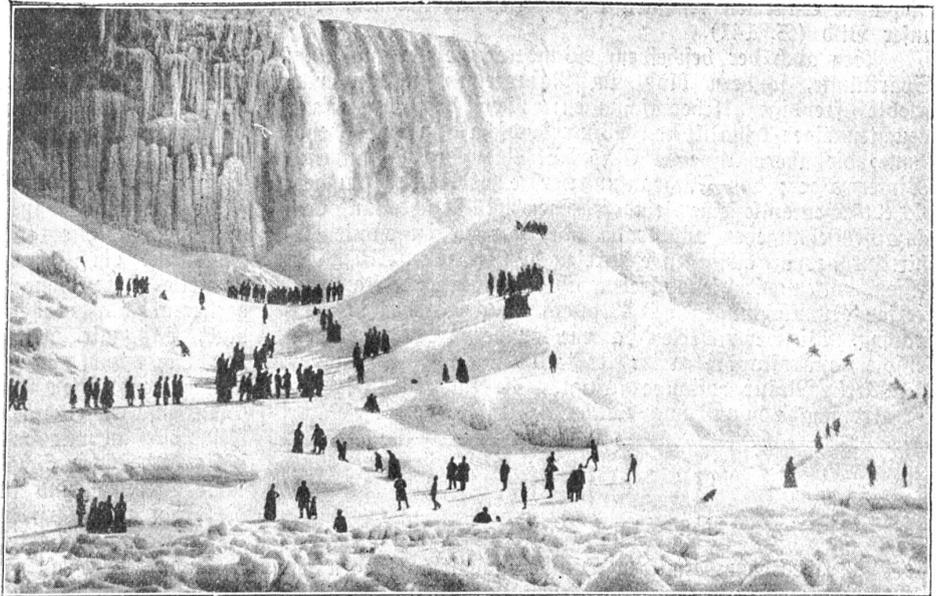
Beugend nah steht der korpulente Minx vor mir. Die Stundenglocke schellt im guten Augenblick. Ich entgleite mit höflichem Dank. Bei der Tür — der rundliche Herr ist flink — fühle ich eine Hand an der Schulter: „Nur hübsch Mund halten!“ Die gelblichen Zahnreihen blecken dicht vor mir. Ich mache mich mit einem diskreten Ruck frei, um die Tür zu öffnen.

Für Auskunft sind wir immer da“, klingt's mit verändertem sachlichem Ton hinter mir her in den Korridor. (Fortsetzung folgt.)

### Rönig Winter.

In diesem Jahre 1929 hat Rönig Winter ein strenges Szepter geschwungen. Millionen Menschen werden den „kalten Februar“ im Gedächtnis behalten bis in ihre alten Tage und — wer weiß? — vielleicht noch ihren Enkelkindern davon erzählen.

Die Kältewellen sind diesmal in Gegenden vorgedrungen, die seit Menschengedenken von keinem Froste gewußt. In den Oasen der Sahara sogar sind Wasserflächen zugefroren; in den europäischen Mittelmeer-Ländern und rings um das Schwarze Meer herrschten Schneestürme und hef-



Zwerge auf dem Riesen. (Die zugefrorenen Niagarafälle.)

tige Fröste, die sehr viel bitterer empfunden wurden als die schlimmsten Stürme und tiefsten Temperaturen bei uns, weil die Leute jener Gegenden von unsern guten Defen und Zentralheizungen nichts wissen. Aber auch in den Zonen, wo die Menschen gewohnt sind, dem Winter die Stirne zu bieten, brachte die Kälte viel Ungemach und Störung des gewohnten Lebens. Sie verwandelte die Ostsee bis hinunter nach Rügen und Kielerbucht in ein Eismeer mit Treib- und Packeis und blockierte die Häfen, so daß aller Verkehr eingestellt werden mußte. Hunderte von Schiffen blieben im Eise stecken, und ihre Bemannung und Passagiere kamen in Seenot. Mit Flugzeugen mußte man ihnen Lebensmittel zukommen lassen. Die Zeitungen waren voll von Nachrichten über Verkehrsstörungen. Internationale Expreszüge blieben im Schnee stecken und konnten tagelang nicht befreit werden; ganze Länder mußten den Eisenbahnverkehr einschränken. In den Großstädten wie Wien und Berlin trat empfindlicher Kohlenmangel ein, der natürlich in erster Linie die Armen und Alten und Kranken traf. Man las von Kindern, die in ihren Bettchen erfroren, und von Wanderern, die der Schneesturm überraschte und denen der grimmige Frost einen bitteren Tod brachte. Bödel fielen tot aus der Luft und massenhaft erfror das Wild im Walde; Wildschweine, ja Wölfe tauchten in Gegenden auf, wo sie sich seit Menschengedenken nicht mehr gezeigt hatten.

Doch wollen wir nicht vergessen, daß dieser Winter uns auch viel Freude gebracht hat. Vorab der Jugend, die sich nach Herzenslust wieder einmal am schneebedeckten Hang und auf der spiegelglatten Eisfläche tummeln konnten. Ein großer Teil der Schweizerseen bedeckte sich mit einer tragenden Eisdecke und bevölkerten sich rasch mit einer freudig bewegten Menschenmenge. Daß die Sportsleute in Amerika sogar die im



Bejonders große Eisblumen.

Eispanser erstarrten Niagarafälle in Beschlag nahmen, zeigt unser Bild (S. 141).

Über auch der bescheidene Wanderer, dem es nicht um Sportkünste, sondern bloß um Naturgenuß zu tun war, erlebte freudige Ueberraschungen: etwa das zauberhafte Leuchten einer kristallklaren Winterlandschaft in der Abendsonne; die überwältigende Schönheit eines Schneebehangenen Winterwaldes; das Filigrankunstwerk eines Raufreisbusches; die Märchenidylle eines eingefrorenen Mühlbaches mit dem eiszapfenbehangenen Mühlrade, oder gar die imposante Architektur des in Eissäulen erstarrten Wasserfalles. Nicht vergessen wollen wir die diskreten, aber nicht minder staunenswerten Kunstleistungen des Winters im gefrorenen Wassertröpfchen. Wir bewunderten da jene wunderbaren Zusammenlebensspiele mikroskopisch zarter Kristallgebilde, wie sie nur die Künftlerin Natur zustande bringt. Sie sind die Diademe im Kronschätze von König Winter.

## In der Laue.

Von Ernst Jenny.

Au einem wundermilden Oktobernachmittag stiegen wir selbst die leicht verschneiten Felsen des Bächlistock (3273 Meter) hinab zum vorderen Triftgletscher. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fliehet die Arbeit munter fort“, ruft Schillers Gießengießmeister den Gesellen zu. Das Wort paßt auch fürs Wandern, und ganz besonders fürs Bergsteigen. Freilich ganz schwere Arbeit verträgt das Plaudern nicht, nirgends. Der Bauer wird stumm, wenn es gilt, das Heufuder vor Gewitterausbruch einzubringen, der Philosoph verlangt Totenstille für seine Gedankenkämpfe, der Kletterer redet kaum eine Silbe, bis die böse Stelle überwunden ist. Nun, unserem Quartett fiel es heute nicht schwer; denn die Felsen dünkten uns weder besonders steil noch griffarm. Rechts vom obern Couloir gelangten wir auf das etwa 40 Grad geneigte Schneeband, welches vom erwähnten Gletscher her in die Südwand des Berges führt. Dieselben Stufen, die wir am Morgen hier gekrätzt, benützten wir im Abstieg. Wir plauderten, waren sorglos, glücklich und gedachten der kommenden Tage, die wir auf andern Höhen des Lauteraar verbringen wollten. Mich gelüstete auch schon nach dem ledern Mahl in der Dollfushütte, wo wir ein hübsches Berglein Speisevorrat errichtet hatten. Ich ging voran, hinter mir folgte ein scharfer, logischer und herzensguter Kopf; dann sein munterer Sohn, und den Beschluß bildete Melchior Kohler, der vortrefflichste Führer im Haslital. Ich sprach davon, man könnte eigentlich hier eine kleine Abfahrt riskieren, oder wenigstens etwas weiter rechts drüben auf den Gletscher hinab. Warum wir's nicht taten, ist mir aus der Erinnerung entschwunden. Denn bald darauf ertönte ein dumpfes Krachen wie Kanonendonner. Ein banger Warnruf von hinten: „Achtung, die Laue!“ Ich fühlte, wie meine Füße vom Schnee eingepreßt werden, reiße den Kopf herum und sehe zu meinem Entsetzen, wie der ganze Hang hinter uns, um uns, davonzfährt, sehe auch, wie links drüben ein zweiter Bruch erfolgt, höre den Donner und rufe mit aller Kraft: „Springen!“ Doch meine Stimme verhallt wie Vogelgezwitz im Schlachtengedrüll. Zu spät. Schon spricht der Schnee hoch auf, wird zu stürzenden Wellen. Ich sehe, wie die Hintermänner umfallen, höre auch, wie Kohler schreit: „Schwimmen!“, dann drückt mich eine eiserne Gewalt vornüber, schraubt mich herum, schmeißt mich auf den Rücken. Ich bin gleich wieder in der Bauchlage, komme auf die Knie, breite die Arme aus, und so gut es eben geht, strebe ich im Abwärtsgleiten nach einem auffpringenden Felskopf und suche das Seil darüberzubringen. Es gelingt nur halb, doch immerhin soviel, daß der Schuß etwas gebremst wird. Alle drei Kameraden sausen an mir vorüber. Ein scheußlicher Seilrud reißt mich an den Felskopf heran, daß ich glaube, mein guter Rückgrat knade

entzwei. Ich sehe nichts mehr deutlich. Das staubt und spritzt, zischt und brüllt um mich herum. So mag's im Trommelfeuer sein. Das Seil wird über den Felskopf emporgerissen, schnell darüber und im Bogenschwung fliege ich den Tiefen zu. Wieder gelingt es mir in Schwimmlage zu kommen. Einen Augenblick sehe ich zwei Körper vor mir auf und nieder tauchen, wie in den Sturzfluten eines Kataraktes. Meine Arme und Beine arbeiten wie im Fieberwahnsum, daß es mich nicht in die Schneemassen hineinwürgt. Stets bleibe ich oben, rede den Kopf in die Höhe wie ein Schwimmender, übersehe ständig die verzeifelte Lage, ohne nur eine Sekunde die Besinnung zu verlieren. Da verhängt das Seil an einem Block. Ein Rud, daß mir ist, ich werde zerrissen. Ich brülle laut vor Schmerzen, aber schon ist der Strid wieder frei, ich taumle den Tiefen zu. Wie lange noch wird diese gräßliche Schlittenfahrt währen?... Wie dunkle Gespenster huschen Felsblöcke an mir vorbei. Ich schieße auf einen zu. Nun halte gut, dicker Schädel! Ich reiße die Arme nach vorn, kann abdrehen und fühle nur, wie ein kaltes Eisen durch die Kopfhaut fährt, dann ist der Bösewicht schon weit hinter mir. Ein entseklärter Gedanke durchzuckt mein Gehirn: „Himmel, nun jagen wir dem Felsabsturz zu oder ins Couloir hinunter, und dann... o schöne Welt, ade!“ Der Blöcke werden immer mehr. Ich fühle mich wie toll hin und her gerissen und geschmissen; das gezerrte Seil bereitet mir wütende Schmerzen. Wehr ich rechts ab, so fliege ich nach links und umgekehrt. Nun muß der Todessturz über die Wand hinaus kommen. „Aber schnell mach's, lieber Tod“, ist mein einziger Wunsch, „nur schnell den Schädel entzwei!“ Doch noch ist der Wille nicht gebrochen. Gleich wieder denke ich nur ans Abwehren, ans Bremsen und Halten. Taugt denn alle Menschenkraft nichts? Dieses brutale Element verfährt mit vier warmen Menschenleibern, als gelte es vier Blöcke zum Spiel ins Lauteraar hinunter zu werfen. Nun sind wir keine 30 Meter mehr vom Abgrund entfernt. Jetzt gebe ich verloren und schließe die Augen. Der Gedanke an die daheim zuckt auf. Ich sehe meine gramgebeugte Herzogin, bitte sie um Verzeihung... dann sehe ich Andreas Fischer, den toten Freund, er gibt mir die Hand und lächelt traurig... Auf einmal wird mir, alles stehe still, ich sei tot; kühl und kalt wird's in der Brust. Aber ich öffne die Augen und — sehe! Eine Welt voll Sonnenschein, darüber tiefblauer Himmel. Und springe auf. Ah, ich kann stehen, ich kann atmen, ich bin nicht zerfetzt, ich bin nicht tot? Ich — lebe! Die Lawine ist tot, ich aber lebe. Kalt und starr liegt er da, der grimmige Drache, der uns vernichten wollte. Ich fahre mir über die Stirne, ich muß mich wirklich besinnen: War das eben erlebt oder liege ich daheim im Bett und hatte einen Martertraum? — Da erhebt sich 20 Meter weiter unten ein menschliches Wesen wie ich aus dem Schnee und ruft mir zu: „Es macht mir nichts!“ Es ist der liebe Melchior. Ich versichere ihm dasselbe. Dann aber wird mir im Nu die ganze Situation klar, und wie ein elektrischer Strom fährt durch den Körper. Jetzt heißt's handeln. Zwischen Melchior und mir müssen noch zwei Menschen sein, wenn das Seil nicht zerrissen worden, Vater und Sohn. Welch Glück! Sie liegen zwischen uns, halb zugedeckt. Der Junge streckt nur noch ein Bein hervor, bewegt sich aber nicht mehr. Er wird doch nicht?... Da regt sich sein Vater und stöhnt laut vor Schmerzen. Sein rechtes Knie ist völlig aus dem Gelenk gerissen, sein linkes Schulterblatt zerbrochen, und im Rücken stinmt's leider auch nicht mehr. Wir schleppen ihn ein Stück weit hinab auf ein bequemes Plätzchen, wo ich das verstümmelte Bein in Schnee bette. Der Ärmste leidet scheußliche Qualen und fragt nach seinem Kinde. Melchior geht hinauf, bezieht sich des Zungen blutüberströmten Kopf und deutet mir mit der Hand: es steht schlimm. Er hebt den leblos daliegenden Körper auf, trägt ihn langsam zu uns herab, legt den stummen Sohn neben den vor Schmerzen ohnmächtig werdenden Vater und schaut mich fragend an.